

Auszug

E) Begegnung in der Nordstadt

Ein Haus bei den Bergarbeitern

Nacht wird es und wieder Tag, und andere Nächte kommen und auch andere Tage. Wer weiß, wie viele. Mit jeder Nacht die Erde zurücklassen und mit jedem Tag neu auf sie zurückkehren. Solange bis der Schatten im Rücken dämmt und sinkt und in morgendlichem Nebel sich auflöst.

So kommt Emil in der Nordstadt zu sich und erholt sich wie von einer Betäubung. Er lebt lange Zeit nicht in dem Haus, in dem er wohnt. Er spricht lange Zeit nicht mit den Gesichtern, denen er begegnet. So schweigend wie er angekommen war, so still bewegt er sich in der Umgebung, in die ihn Gottfried mitgenommen hat. Bis sich Tropfen lösen wie aus einer überreichen Frucht, Silben sich formen zu Worten, die zu Schlüsselwörtern werden, zu den Türen in dieser Landschaft.

Er steht vor dem Zechengelände und betrachtet die großen Fördertürme mit den Rädern, die sich nicht bewegen. Er geht an der Abgrenzung des Geländes entlang, an Maschendraht, von Mauerstellen unterbrochen. Staubige, verrostete Gegend. Auf Bänken sitzen streikende Arbeiter. Er traut sich nicht recht, in ihre Gesichter zu sehen. Er gehört nicht zu den Bergarbeitern. Emil fühlt sich von der Welt der Zeche ausgeschlossen, weil er nicht mit unter Tage arbeitet. Diese Männer haben Familie und arbeiten regelmäßig schwer, sie können sich das Vagabundieren wie Emil nicht leisten.

Auf einem größeren Platz ist alles für einen Jahrmarkt aufgebaut. Schaukeln, Riesenrad, Karussells, Buden und Stände. Aber der Jahrmarkt ist leer. Er ist unterbrochen, stillgelegt. Emil findet einen Spielplatz in der Nähe, auf dem junge Mütter mit ihren Kindern beschäftigt sind. Er setzt sich auf einen Balken am Rande des Sandkastens und zeichnet mit einem Stock in den Sand. Eine trockene Trauer bemächtigt sich seiner. Eine sterbende Landschaft, die sich wehrt ohne Chance auf eine Zukunft. Und er gräbt mit den Händen ein Loch. Totengräber oder Schatzsucher? Das ist die Frage. Und darin sammelt er seine tiefen Gedanken so lange, bis sie ein Ende finden. Er lässt sie dort, schüttet das Loch wieder zu und richtet sich auf. Vom Spielplatz aus erkennt er durch einen hohen Zaun die Bergarbeitersiedlung. Er dreht sich und hat das Riesenrad im Blick und daneben in der Ferne das Rad des Förderturmes.

Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will. Aber wie ist es, wenn die starken Arme nicht mehr gebraucht werden?

Jetzt fallen ihm die Posten auf, die auf dem Gelände verteilt sind. Sie haben Gewehre und Handsprechfunkgeräte, zum Teil auch Hunde.

Emil denkt: Hier fehlt ein Funke und alles explodiert. Und es fehlt ein Gesicht und alles könnte zu blühendem Leben erstehen.

Wo ist Jakoba?

Emil biegt in die Straße ein, in der er bei Gottfried wohnt. Kleine Häuser, deren Fronten dicht bis an den Straßenrand reichen und die nahtlos aneinander gereiht sind. In geduldiger Kleinarbeit sind sie instand gehalten worden. Sie strahlen etwas Bergendes aus. Sie bergen die Menschen in dieser Umgebung. Aber gleichzeitig engen sie ein. Hier kann einer vor dem anderen nicht mehr so leicht ausweichen. Emil nähert sich dem Haus, in dem sich Gottfrieds Wohnung befindet.

Als er in den Eingang treten will, kommen ihm zwei Polizeibeamte entgegen. Sie tragen normale Uniform, braune Hosen und grüne Jacken. Sie mustern Emil.

- Sie wohnen hier in diesem Haus?
- Ich bin zur Zeit hier. Ja.
- Sie sind der Wanderer?
- Suchen Sie mich?
- Wir informieren uns nur. Sie wissen Bescheid, wann Sie sich zu melden haben?
- Ich bin mir im Klaren darüber, dass ich nichts für mich behalten darf.

Und er geht in das Haus. Auf der Treppe schüttelt er sich aus, schüttelt die Schuppen ab, die sich wie Panzer um ihn legen. Die Stadt legt langsam aber sicher Hand an ihn. Nach dem Schütteln fühlt er sich kurze Zeit freier. Dann steigt eine Ungeduld in ihm auf und treibt ihn die Treppe höher, bis sie vor einer kleinen Tür endet.

Emil fasst sich, atmet einmal kräftig durch und öffnet die Tür. Er gelangt auf den Speicher und weiß sofort, dass er in einer Kapelle ist. Ein schlichter, ruhiger Raum. Das Dachgestühl ist unverändert geblieben. Wände und Dachflächen sind isoliert. Mitten im Raum steht ein Tisch mit kleinen Hockern rings herum. In einer Ecke knien zwei Gestalten vor einer Kerze. An ihrer Seite erkennt Emil die Dreifaltigkeits-Ikone. Er bleibt ruhig stehen und ihm dämmert der Augenblick, der sich ihm auftut.

Die eine Gestalt ist Gottfried und die andere eine Frau. Sie ist ganz eingehüllt in eine Decke, die sie wie eine Orientalin um ihren Kopf gelegt hat.

Ja, es ist die Frau. Die Frau, die er sucht. Vor ihm befindet sich Maria Jakoba. Aber sie ist da und doch nicht da. Sie ist versunken in der Stille des Raumes und in das kleine Licht der Kerze. Emil nähert sich leise der Ecke und kniet sich dazu. Was soll er sonst tun? Bei aller Anspannung und Suche ist dieses Schweigen, dieses Sammeln ohne Worte das Einzige, wozu er jetzt in der Lage ist. Wie wichtig ist es, dass Jakoba da ist. Mehr zählt im Moment nicht. Sie ist da und mit ihr das Geheimnis ihrer Flucht und die Dramatik dieser Stadt.

Hier ist das Rätsel verborgen, hier liegt der Schatz. Unendliche Geduld und Wachheit ist erforderlich. Von außen und innen drohen Gefahren. Wie schnell ist dieser Schlupfwinkel von den Sicherheitskräften erobert. Und wie schnell jagt ein falsches Wort oder eine unbedachte Bewegung die zaghaft suchende Seele in ihren eigenen Keller der Angst. Wie gut, dass es solche Räume gibt, in denen diese Gefahren gebannt werden können.

Bei Gottfried

Gottfried steht auf und nickt, als Emil ihn anschaut. Emil versteht.

Dieser Augenblick genügt erst einmal. Emil betrachtet die versunkene Jakoba und folgt Gottfried aus dem Speicher.

Sie setzen sich in die Küche ans Fenster. Draußen steht die Landschaft mit ihren Zäunen und Rädern.

Emil findet den Anfang:

- Jetzt brauche ich die Gegend nicht mehr abzusuchen und scheint mir auch keine Sorgen mehr um den Verbleib von Maria Jakoba zu machen. Was jetzt kommt, kann sich nur von alleine ereignen, oder es tut sich nichts.
- Ja, das sind die schöpferischen Ruhephasen, in denen nichts zu machen ist. In ihnen macht das Leben seine Geschenke.
- Aber ich möchte das Warten noch ein wenig verdeutlichen. Mich beschäftigt, wie Jakoba hierhin gekommen ist. Ich denke, es führt nicht ohne Grund ein Weg aus der Südstadt zu dir hier im Revier!
- Du kennst die Lage der Stadt?
- Ja, nach außen spitzt sich die Lage in der Südstadt zu. Sie versucht sich mit aller Gewalt von der Nordstadt zu distanzieren. Ihr sind dabei alle Mittel recht. Nach innen ist sie äußerst krank und bodenlos. Jakoba als die Tochter trägt ein schweres Los. Insgeheim ist sie die Hoffnung aller und gleichzeitig wird sie rundum beschattet. Dennoch war es möglich, dass sie die Sperrzone am Bahndamm überwinden konnte. Wie war das möglich?
- Bedenke, wie sich in den letzten Tagen die Dinge entwickelt haben. Es gibt eigentlich nur einen Ort und einen Zeitpunkt, die dazu geeignet waren. Die die Grenze für einen Moment geöffnet haben.

Emil wandert in Gedanken wieder zum Bahndamm und begibt sich dort in die Grenzsituation. Also ein Grenzproblem tut sich hier auf. Wie konnte die Grenze überwunden werden?

- Auf der Südseite spielen Rudolf und Johanna eine Rolle. Auf der Nordseite geht die Linie hierhin zu diesem Ort. Von der einen zur anderen Seite gab es nur drei Durchgänge. Den üblichen Fußgängertunnel, den Weg für das Personal über die Gleise und den Kanal, an dem Rudolf mitgearbeitet hat. Der Tunnel war abgesichert, die Gleise ebenfalls. Es sei denn, Jörg hat dafür gesorgt, dass die Wachen eine Ausnahme gemacht haben. Aber das widerspricht seinem Wesen, hinten herum etwas zu organisieren. Rudolfs Kanal war fertig, kurz bevor das mit Jörg auf den Gleisen passierte. Mit Sicherheit wird er bald kontrolliert worden sein. Ich denke, mir wird langsam klar, wie das vor sich gehen konnte. Als Jörg den Zug anhalten wollte, haben für Augenblicke die Sicherheitskräfte ihre Fassung verloren. Das reichte, um Jakoba durch den Kanal zu bringen. Hat sie den Moment abgewartet?
- Der Boykott auf den Gleisen war in den Widerstandsgruppen vorbereitet worden. Vom Norden und von Süden her. Du kennst die Verbindungen?
- Na gut, hier geht es um des Netz der Geschwister und der christlichen Aktionsgruppen. Waltraud hat wohl an der Südseite gewartet und Karl auf der Nordseite, in genauer Beobachtung der Lage. Dann ist Jakoba durch den Kanal gebracht worden und ist mit Hilfe von Karl und dir hierhin gelangt.
- Das leuchtet dir ein?
- Ja, das leuchtet mir ein, dass der für Jörg tödliche Stillstand der Kräfte für Jakoba die Chance der Flucht bedeutete. Jetzt ist sie hier, aber noch nicht gerettet. Sie ist hier in einem Schutzraum. War sie am Bahnhof auch in einem Schutzraum?

- *Es gibt nur einen.*
- *Ja, die Bahnhofsmission. Also Räume, in denen die totale Sicherheit offenbar nicht wirkt. Wie kommt das?*
- *Wie kommt das, dass es immer wieder Stätten gibt, die wie der blinde Fleck im Auge sind? Mitten im Auge und doch offen.*
- *Dort, wo sich die Nerven bündeln, setzt die Wahrnehmung aus. An der Bahnhofsmission bündeln sich die Nerven, die von der Südstadt in die Nordstadt laufen. In Johanna ist eine Stelle, die Grenzen aufweicht in direkter Verbindung mit den gestrandeten, heimatlosen und herum irrenden Menschen, die dort Zuflucht suchen. Also wirkt ganz unsichtbar gegen das System der Stadt ein anderes System, das in den tödlichen Zwängen retten kann. Das sind die Schaltstellen Gottes, die kein Kirchturm und kein hohes Kreuz auszeichnet. Aber was ist hier?*
- *Es gibt Gründe, die mich hier bei den Zechen leben lassen.*
- *Du liebst die Menschen hier bei der Kohle. Dich interessiert, wie sie hier leben in diesen Siedlungen, dem Geschick dieser Stadt ausgeliefert.*
- *Du ahnst, was das Revier mir bedeutet, und wieso es mich kreativ beschäftigt.*
- *Die Arbeiter müssen tief in die Erde, um die Kohle hervor zu holen. Schätze, die einmal Gold wert waren und jetzt ähnlich wie Staub werden. In ihren kleinen Häusern sind sie etwas geborgen vor dem Dunkel der Schächte. Sie trotzen der Erde ein Stück Heimat ab, in ständigem Kampf gegen die Angst vor den Gefahren des Bergwerkes und gegen die Ausbeutung durch die Unternehmer. Und nichts anderes kann für Jakoba das Richtige sein. Hier kann sie aufgefangen werden, weil schon viele Jahrzehnte Menschen hier überlebt haben. Du bist hier aufgewachsen?*
- *Richtig, du befindest dich in meinem Elternhaus. Meine Eltern sind beide gestorben. Mein Vater war Bergmann. Wir stammen ursprünglich aus Polen und meine Vorfahren sind mit den ersten Fremdarbeitern hierhin gekommen. Es ist wohl auch ein polnisches Schicksal, zwischen den Fronten zu sein und dort als Volk einen tiefen Glauben zu finden, um bei aller Not zu überleben. Dieser Glaube lässt eine gewisse Ruhe finden, auch wenn die Verhältnisse keinen Stein mehr auf dem anderen lassen. Eine Weile lebe ich hier noch und sammle Eindrücke und Erkenntnisse, um sie in einer wissenschaftlichen Arbeit aufzuschreiben. Wenn die Zeiten kommen und nichts mehr zu halten ist, werde ich so weit sein. Vielleicht kann ich ein wenig von der Kunst zu überleben von hier retten.*
- *Schon jetzt scheint sich die rettende Kraft hier auszuwirken.*

Auf der Zeche und auf dem Jahrmarkt

Und am Abend noch durchwandert Emil die Umgebung der Bergarbeitersiedlung. Aber er schleicht nicht mehr durch die Straßen und an den Wänden und Zäunen entlang, geduckt vor den unsichtbaren grauen Wölfen, die dieses Revier in bleierne Lähmung halten. Er sucht die Begegnung mit den Linien und Strukturen, die sich in der Landschaft abzeichnen. Er sucht die Kraftlinien, die sich hier kreuzen. Er sucht die Knotenpunkte und Kreuzungen. Kreuze, die in dieser Gegend anders sind. Denn es gibt keine weit zurückreichende Geschichte der menschlichen Siedlungen, die

unmittelbar zum Revier gehören. Die Zugluft weht durch die Gerüste und Anlagen. Jene Zugluft, die die Menschen mit in den Sog des industriellen Fortschritts zieht, sie zu Massen sammelt und sie in der nächsten Phase wieder ihrem Schicksal überlässt. Ohne, dass sie lernen konnten, außerhalb der alten sozialen Gewohnheiten solidarisch zu sein. In der Leere, die nach den Dorfstrukturen kommt, wenn die Menschen in das Glück der Stadt ziehen, finden sie sich nie mehr tiefer in einer Heimat verwurzelt und verankert. Sie werden zum Schiff, das von Küste zu Küste rudern, segeln oder motorisiert fahren muss, zur Karawane, die von Oase zu Oase unterwegs ist. Und an den Küsten wachsen die befestigten Mauern und Sperren. Die Oasen bleiben keine grünen Inseln mehr. Und dennoch ist es gut, dass die Menschen unterwegs sind. Würden sie stillstehen und sich festhalten lassen an ihren Geburtsorten, wäre das gegen die Atemzüge des Lebens, die alte Luft ausatmet, um unverbrauchte neu einatmen zu können. Gute neue Luftzüge sind eben keine Luftblasen, die vor der Nase gaukeln, die graue Realität malerisch verfärben und zu einer sekundenlangen Weltkugel umbilden. Gute Atemluft enthält die Keime zu neuem Leben, zu Schöpfungen, die das hervorbringen, was die Geschichte in der konkreten Zeit zutiefst ersehnt, ohne es selber machen zu können. Der gute Atemzug erweitert die ganze Brust und den letzten Winkel der Lunge, um sich zu öffnen und zu spannen für die Herausforderungen. Oft genug geht der Atem aus und oft genug sind die Atemzüge nicht gut. Aber dann kann er nicht von außen gesteuert und angefacht werden. Dann braucht der Atem selber seine Zeit, in der er aus der Enge nach der Luft schnappt, die gebraucht wird. Und die Luft ist immer da, und wenn sie verschmutzt ist, können die Menschen aus dieser Enge der Luftvorräte nur gemeinsam den Atem des Lebens befreien.

Emil war schon einige Zeit in das Zechengelände eingedrungen und auf stillgelegte Halden gestoßen. Er klettert jetzt auf diese alten Kohleberge und findet auf der Spitze einen kleinen Eisenturm. Ihm ist nicht klar, ob dieser ein Andenken an vitale Zeiten der Zeche ist oder ein Aussichtsturm für Besucher. Die Halden sind dünn mit Pflanzen und kleinen Bäumen bewachsen, anspruchslos, robust und mit einem Anflug von kümmerlicher Lebensbereitschaft. Er steigt auf den Turm und beobachtet Stück für Stück die vor ihm liegende Welt. Er atmet durch und sammelt seinen Blick für die kleine Siedlung, in der er Gottfrieds Haus erkennen kann. Er bleibt beim Dachfenster hängen, das geöffnet ist, weit genug für ein Menschengesicht und auch weit genug für ein- und ausfliegende Tauben. Und so ist es auch. Kaum sichtbar hält sich ein Gesicht im Hintergrund und eine Taube fliegt durch die Öffnung. Und mit einem Mal ist für Emil die Welt verkehrt. Auf der Höhe des Turmes kommt er sich vor wie in der Tiefe eines Kohlenschachtes, mitten im Geheimnis der Erde. Aber dorthin kommt Licht und Luft von der Oberfläche, geleitet und geschleust durch die labyrinthischen Gänge, die in die Tiefe führen. Und während er Turm und Halde verlässt, herunter steigt, steigt er eigentlich hoch ans Tageslicht.

Und er kommt zum Jahrmarkt, der mitten im Treiben angehalten worden war. Mitten in der trubelnden Bewegung ist er von den Besuchern verlassen worden. Und ein Verbot liegt auf allen Teilen, nichts abzubauen und weg zu räumen. Ganz am Rande stehen Uniformierte wie Parkwächter. Sie rühren sich nicht, als Emil den Platz betritt. Ihn ziehen Karussells an, das Riesenrad, die Raupenbahn und vor allem die Zentrifugalscheibe. Räder, die sich drehen, vertikal oder horizontal. Er steht wieder wie so oft als kleiner Junge vor den Pferden und Kutschen, den Autos und Flugzeugen des Kinderkarussells. Jetzt gibt es auch Raketen, in die man sich setzen kann. Alles spielzeughaft einladend wie schon früher. Die Augen der Eltern am Rand, die immer wiederkehren und ihn erwarten, wenn die Drehungen aufhören. Und die schwindeligen Höhen des Riesenrades, so ängstigend und faszinierend zugleich. Das gute Gefühl, Geschwister oder Freunde neben sich zu haben, die die Gefahr miterleben und den kleinen Rausch der Höhe und Sicht, bevor das flaue Gefühl im Magen kommt, wenn es wieder abwärts geht. Die Raupenbahn erzählte ihm eine besondere Geschichte. Wie er ein Mädchen verehrte, die er einmal in einem Uhrengeschäft gesehen hatte als Verkäuferin. Er kannte sie nicht, wie er damals

kein Mädchen näher kannte. Aber wie das so ist, verehrte er sie umso mehr, je weniger er sie kannte. Ihre hübschen Augen und die Art der Haare entwickelten Sehnsüchte und Träume, die für Gedichte da waren und nicht für den Alltag. Er sah sie auf dem Jahrmarkt, als er an der Raupenbahn stand, die sich wellenartig drehte, langsam und schneller und schneller und mit einer tönenden Sirene, als sich das Dach schloss zu der heimlichen, unheimlichen Fahrt im Dunkeln. Sie stand auf der anderen Seite. Er wusste nicht, ob sie ihn sah oder ihn suchte wie er sie. Wenn es mehr geworden wäre als dieser scheue Abstand, wäre es mulmig geworden, wie es später auch geworden ist. Es war damals gut, die rasende Bahn dazwischen zu haben, die ein Ereignis war, das Aufmerksamkeit in seine Kreise zog. Ihr direkt gegenüber, schutzlos, wäre er geflohen.

Wahrscheinlich auf die Zentrifugalscheibe. Dort konnte man sich hinstellen, wo man wollte, innen oder außen und sich an Stangen und Seilen festhalten. Wer geht schon nach innen mitten unter die fremden Leute! Aber dort ist es am sichersten. Viele sind irgendwo dazwischen und dann immer welche, die dabei sein wollen und sich im Stillstand nur an den Rand trauen. Mit zunehmender Fahrt werden sie am meisten nach außen geschleudert. Und wenn sie nicht das Seil hätten, würden sie erbarmungslos raus geschleudert. So schweben sie ohne Scheibe unter den Füßen bei den schnellsten Drehungen über den Zuschauern am Rand. Er war nie auf dieser Scheibe, weil er sich nicht traute, sich dort so zu bewegen wie ihm zumute war. Wenn er auf diese Scheibe gegangen wäre, dann entweder anfangs gleich in die Mitte und mit steigendem Tempo unter allen Augen bis an den Rand sich vorwagend, um tollkühn über den Rand hinweg zu schweben. Oder aber anfangs am Rand stehend, zur Mitte hin gehend, je mehr die Leute von dieser weg getrieben würden. Denn alle wollen eine Spur weggetragen werden. Und deswegen verlassen sie die Mitte, um die treibende Kraft zu spüren. Er wäre in die Mitte gegangen und hätte sich dort hingestellt und hätte die Leute gesehen, wie sie ihr Maß erleben, abgetrieben zu werden. Er hätte unsichtbare Schnüre zu ihnen gespannt, um sie halten zu können, wenn sie gewollt hätten. Und den Randschwebenden hätte er zugerufen und zugewinkt: Kommt her, hier ist Platz für euch, wagt euch in die Mitte! Ja, wie gerne hätte er mit den Menschen am Rand sich in der Mitte versammelt.

Diesmal geht Emil auf die ruhende Scheibe. Sie ruht in der Spannung der angehaltenen Bewegung. Er geht vom Rand in die Mitte und wieder zurück an den Rand und dann quer über die Scheibe. Irgendwo stellt er sich hin.

Irgendwo meinen Platz haben.

Warum nicht irgendwo mitten dazwischen statt zentral in der Mitte.

Ja, das wäre ein Versuch, der sich vielleicht lohnt. Einen Platz zwischen Rand und Mitte einnehmen, in einem solchen Abstand von beiden, der bergende und abtreibende Kräfte in ein Gleichgewicht bringt, das ihn als Mensch aufleben lässt.

Und er denkt, das ist es.

Die Gelassenheit und die Entschlossenheit haben, diesen Platz zu finden.

Und eigentlich ist klar, dass dieser Platz nie auf dieser Scheibe sein kann, die sich mit ihren Teilen konzentrisch dreht. Denn, wenn ich diesen Platz freiwillig und bewusst einnehme, bilden sich Wurzeln und Äste wie bei einem Baum und lassen nicht mehr zu, dass sich die Scheibe dreht. Entweder verwittert die Scheibe um diesen Baum herum oder sie flieht woanders hin, wo es keine Bäume gibt, vielleicht als Raumstation ins Weltall.

Emil steigt von der Scheibe und möchte zur Siedlung gehen. Am Eingangstor hält er ein.

Hauchdünne Streifen eines Abendrotes leuchten vorsichtig am Himmel, wo er die Erde berührt. Er denkt an das Gesicht und die Taube im Dachfenster und will in Gottfrieds Haus gehen.

Eine Sonntagsmesse

Dann ist Sonntag, und es treffen sich einige Leute in Gottfrieds Kapelle zur Messe. Gottfried weiß nie, wie viele und welche kommen. An diesem Sonntag sitzen Benedito, Kathi, Gottfried, Jakoba und Emil auf den kleinen Hockern um den Altartisch. Jedes Mal, wenn Benedito dabei ist, können sie Eucharistie feiern.

Jakoba hat ein hellblaues Tuch umgelegt und den Kopf nur leicht bedeckt. Emil spürt, dass sie jetzt da ist, für die Runde um den Altar offen ist. Er ist leicht unruhig und gespannt, wie sie einander begegnen können.

Benedito gestaltet vorsichtig den Anfang und weist darauf hin, dass es heute um den Text des Magnifikat im Lukasevangelium gehen wird.

Er schweigt einige Zeit und erklärt:

- Schon vor Jesu Geburt meldet sich durch Maria das Reich Gottes zu Wort. Mit dem kleinen Embryo wird schon das Evangelium verkündet. Mit ihrer ganzen Seele spricht Maria von der Freude und Hoffnung, die sie in sich aufkeimen spürt. Sie ist Prophetin für das Volk Israel. Doch sie empfängt die Stimme Gottes nicht aus den Wolken, sondern von unten durch das Leben in ihrem Mutterschoß. Sie verkündet die Rettung als Frau, aber nicht stumm und sprachlos, sondern voller umwerfender Worte, die die Realität umkehren. Sie ist als Frau der Anfang des Reiches Gottes. In ihrer Seele beginnt schon eine neue Ordnung unter den Menschen, in der die Gesetze der Macht und des Besitzes nicht mehr gelten. Die ungerechten Verhältnisse sind im Innersten schon erschüttert und überwunden. In Maria sammelt sich noch einmal die Sehnsucht des Volkes Israel und die Bereitschaft für die Geschichte mit Gott als letztes Mal trotz aller Widerstände und Versteinerung der Umgebung. Und dieses letzte Mal genügt, damit Himmel und Erde sich berühren können. Die Suche nach Gott hört auf und wird abgelöst durch die erste göttliche Wirklichkeit auf der Erde in Israel. Wie seht ihr das ?

Eine Weile sagt keiner etwas. Dann meldet sich Kathi:

- Eigentlich steckt im Magnifikat die Lösung eines dicken Problems, mit dem wir uns so lange herumschlagen. Wie sollen wir als Christen wirksam sein? Seelsorgerisch bei den Nöten der einzelnen Menschen oder politisch in der Veränderung der Strukturen. Hier geht es um beides in untrennbarer Verbundenheit. Tief in der Seele liegen die Wirkungszellen der Gesellschaft und der Machtverhältnisse auf der Erde. Dort haben sie sich gesammelt als Resultat von Ungerechtigkeit und Unterdrückung. Dort wird sie auch überwunden mit Wirkung in den Strukturen. So können wir Sauerteig sein.

Gottfried schließt an:

- Wir haben ja keine Macht. Wir können nicht mit den Mitteln des Staates, mit Gewalt etwas bewirken. Also von außen erreichen wir nichts. Nur von innen. Aber das Innen ist nicht der Schlupfwinkel der einzelnen Seele, sondern das verborgene Netz zwischen den Menschen, das ermutigt, trägt, Phantasie gibt für konkrete äußere Schritte in den Raum der Politik. Diese können wir so mitgestalten.

Emil fühlt sich gepackt:

- Wenn ich diese Stadt sehe, so habe ich ein äußeres Bild vor mir, die Zerrissenheit und Spannung in diesen Tagen. Und darunter der Boden, der sie hervorbringt: Angst, vergebliche Suche,

Gefangensein, Vergessen, Verdrängen, Dichtmachen, Verfolgen, Einsperren, Sichern und Bewachen. Und ganz klein bewegt sich an einer Stelle etwas. Eine Seele entwindet sich dem tödlichen Griff.

Und Jakoba regt sich:

- *Genau das ist es. Etwas in sich tragen, es erkennen, spüren und den Weg dorthin finden, wo Schutz ist für die Geburt. Endlich einmal fühle ich mich verstanden. Bei Maria geht es nicht um die Reinheit, sondern um die Geburt. Sie willigt in die Geburt ein. Daraus ergibt sich alles andere. Mein Gott, was habe ich gesucht nach einem Lichtblick und da ist er.*

Zu Emil gewandt:

- *Was weißt du über diese Stadt?*

Emil denkt: Jetzt ist es soweit. Es dämmt die Nacht der Flucht. Aber wie soll er antworten? Sie erkennt ihn noch nicht wieder, aber sie ahnt etwas. Im Grunde weiß er das Eigentliche nicht. Sie sind jetzt beide ganz nahe an des Rätsels Lösung und doch würde jeder direkte Zugriff alles zerstören. Er weiß nicht, wie Jakoba zu sich selber finden kann, damit die Fesseln abschütteln und den Bann brechen kann, der sich über die Stadt gelegt hat. Es geht ja um den Beginn der Befreiungsgeschichte, der für alles weitere entscheidend ist. Wer weiß, wen es trifft, wenn die Macht der Finsternis gebrochen ist. Was sie alle in Kauf nehmen müssen, für sich, für die Stadt, für die Freunde. Im Magnifikat wird eine Befreiungsgeschichte verheißen, die also möglich geworden ist. Ähnlich wie im brennenden Dornbusch der Exodus aus Ägypten angelegt wird.

- *Ich bin dabei, die Stadt zu verstehen von hier aus, was ich hier im Kohlerevier mitbekomme. Mir scheint, dass wir hier an einer guten Stelle sind, um herauszufinden, was sich ereignet und wie es weitergehen wird. Ich bin ein wenig durch die Straßen gekommen und habe Menschen getroffen, die etwas über die Stadt wussten. Kennst du die Stadt?*

Jakoba schaut ihm kurz in die Augen, aber im Grunde ihrer Seele bleibt sie noch weit weg.

- *Ich bin mitten aus der Stadt und hier mitten in einem Teil der Stadt. Und doch weiß ich zu wenig über sie. Aber vielleicht schauen wir mal gemeinsam vom Dach oben auf die Stadt und versuchen sie zu ergründen.*
- *Gerne. Lasst uns wie Maria durch die Stadt zu Elisabeth gehen, damit sich dort das Verborgene rühren kann.*

Und das Schweigen, das sich daran anschließt, hat eine Spur Fülle in sich. Und sie feiern die Messe so, als ob diese Fülle sich gemeldet hat.

Die Begegnung

Am Sonntagnachmittag, zu der Zeit, wenn sich wehmütig mitten in der Ruhe wieder die Werktage melden, treffen sich Emil und Maria Jakoba in der Kapelle und steigen über eine kleine Leiter ins Dachgestühl. In einer Ecke ist ein kleiner Raum abgetrennt mit einer Tür, die oben einen halbrunden Bogen hat. Frei im Gebälk ist ein Kasten untergebracht, ein Häuschen für Vögel: ein Taubenschlag.

- Schau, hier oben wohne ich, frei und doch gefangen. Hier kommt keiner mehr an und sagt mir etwas, nur ich selber und das ist schlimm genug.

- Um dich herum wartet und wacht eine Stadt, die etwas von dir will.

- Ja, was will diese Stadt von mir? Komm, gehen wir ans Fenster und betrachten sie!

Sie steigt auf eine Kiste und öffnet das Fenster.

- Wir müssen uns abwechseln. Es kann immer nur einer ans Fenster gehen. Fang du an!

Emil tritt auf die Kiste und blickt vorsichtig hinaus. Währenddessen setzt sich Jakoba neben seine Füße. Über den Dächern sieht er rechts die Kohlenhalde mit dem Eisenturm und in der Mitte den Jahrmarkt. Links ragen die Schornsteine und Kirchtürme der Südstadt mit den letzten Spitzen hervor.

- Kannst du die Stadt sehen?

- Ja, an den Spitzen kann ich erkennen, wo in etwa die einzelnen Gebäude liegen.

- Kannst du mir etwas darüber erzählen, wie diese Spitzen zu verstehen sind?

- In den hohen Gebäuden treiben die Menschen ihren Ehrgeiz, ihre Macht, Ihre Überzeugung und wohl auch ihre Frömmigkeit auf die Spitze.

- Weshalb tun sie das?

- Sie suchen etwas, das sie nicht finden, oder sie haben entsetzliche Angst.

- Wovor haben sie Angst?

- Angst davor, das Leben zu verpassen.

Dann lässt Emil Jakoba ans Fenster. Er stellt sich hinter sie vor die Kiste.

- Ich stehe öfter hier. Kaum sehe ich mir die Türme auf der linken Seite an. Sie erschrecken mich und drohen und mahnen. Fast immer schweife ich über die nähere Umgebung. Dort drüben der Festplatz interessiert mich am meisten.

- Du warst nie dort?

- Nein, ich war nie auf Festplätzen. Und die Hügel dort interessieren mich auch.

- Du meinst, wo die Kohle aufgehäuft ist, die aus den Schächten kommt und nicht sofort weiter verarbeitet werden kann?

- Obwohl ich hier oben bleiben muss, fühle ich mich hier den Menschen näher. Ich kenne außer Gottfried und seine Freunde hier niemanden. Aber ich habe das Gefühl, hier könnte ich unter Menschen leben.

- Du suchst einen Ort, wo du dir vorstellen kannst unter Menschen zu sein.

Jakoba wendet sich ins Innere und schaut Emil an.

- Ja, ja, einen Ort, an dem ich nicht mehr gejagt und gehetzt werde, an dem die Menschen so einfach sind, dass sie sich nicht aus dem Weg gehen müssen. Kennst du einen solchen Ort?

- Nein, ich habe den Ort für mich noch nicht gefunden. Ich such auch den Ort, von dem ich sagen könnte, hier ist mein Platz. Aber ich finde immer wieder Orte, an denen ich Menschen begegne, die mir etwas Wichtiges zu sagen haben oder mit denen ich etwas Entscheidendes erlebe. Und von diesen Orten führen dann Spuren zu anderen Orten. Vielleicht finde ich einmal den Ort, den ich suche.

- Du bist also unterwegs. Immer wieder treffe ich auf Menschen, die heimatlos sind. Ich habe sie getroffen, wenn ich selber ruhelos durch die Straßen gelaufen bin.

Sie setzt sich auf die Kiste.

- Und dann habe ich es nicht mehr ausgehalten. Mir brannten die Fußsohlen, mir wurde das Pflaster zu heiß. Da bin ich ausgerückt. Und nirgends darf ich mich im Moment sehen lassen. Ein Glück, dass ich hier sein darf, ein Glück, dass ich mich mit dir unterhalten darf. Siehst du, so habe ich auch einen kleinen Ort, an dem mich ein Mensch besucht. Sag mal, mir kommt es vor, als ob wir uns schon lange kennen. Aber das kann nicht sein. Ich täusche mich wohl. Jetzt geht es darum, wie ich hier wieder rauskomme.

- Hier rauskommen, heißt, ein Ziel haben. Ich glaube, dann könntest du es mit der Stadt aufnehmen.

- Was hindert mich, ein Ziel zu haben?

- Ein Esel, der mit Kornsäcken bepackt ist, trottet zur Mühle. Das ist nicht sein Ziel. Dorthin wird er getrieben. Wenn er ohne Säcke alleine gelassen wird, kehrt er zu seinem Stall zurück. Aber das ist auch nicht sein Ziel. Das ist sein Zuhause. Ich schleppe auch meine Säcke zu meinen Mühlen und denke zwischendurch: Warum gibst du sie nicht ab? Einen Sack nach dem anderen abgeben, an einem Haus, wo Menschen wohnen, die sie gebrauchen können. Aber dann kommt der Punkt, an dem nicht mehr die Säcke meine Wege bestimmen. Dann gilt es, ohne Vorbestimmung den Weg dorthin zu finden, an dem ich einfach als Mensch sein und wirken kann. Wo gibt es das auf dieser Erde?

Emil setzt sich auch auf die Kiste.

- Ich komme mir vor wie eine Brieftaube, die eine wichtige Botschaft abzugeben hat und sich nicht traut, das letzte Stück zu fliegen. Erst, wenn sie fliegt und die Botschaft angekommen ist, darf sie frei fliegen, wohin sie möchte.

- So einfach ist das wohl nicht. Auch die Luft ist bewacht.

- Wenn sie einmal fliegt, wird sie durchfinden, da bin ich sicher.

- Sollen wir herausfinden, wie der Anfang des Fluges aussehen kann?

- Ja, den Anfang finden und ahnen, wo das Ziel liegt. Ich glaube, so kommen wir weiter.

Geschwind steht sie auf und eilt in die Mitte des Raumes, zwischen der kleinen Tür mit dem Bogen und dem Dachfenster.

- Da befinde ich mich im Moment. Vor meiner Hütte unter geschütztem Dach und möchte ins Freie.

Emil geht auf sie zu:

- Und ich komme dich besuchen.

- Gut, also spielen wir!

- Gnädiges Fräulein, sie stehen einsam und verlassen hier, so unentschlossen. Worauf warten Sie?

- Sie täuschen sich, junger Wandersmann, ich warte nicht, ich zögere nur. Ich fasse Mut, um eine größere Reise anzutreten.

- Ei, in welche fernen Lande soll es denn gehen. Darf ich sie begleiten?

- Nein, nicht in das Land, in das ich gehe. Vagabunden ziehen in jedes Land, wenn eine Prinzessin sie einlädt. Aber sie finden nicht ihr eigenes Land. Ich suche mein Land, in dem nur ich wohnen kann.

- Aber in jedem Land gibt es Häuser, in dem die Menschen gemeinsam unter einem Dach wohnen.

- Und selten ist es ein Paradies.

Jakoba beginnt, auf und ab zu gehen.

Sie fährt fort:

- Häuser sind Gefängnisse oder sogar dunkle Höhlengruben. Ich suche ein Land von Weite.

- Weit sind die Straßen überall. Ich ziehe auf den Straßen und finde meine Weite.

Emil wandert im großen Kreis um Jakoba herum.

- Siehst du nicht, wie du dich im Kreise drehst.

- Und siehst du nicht, wie du auf der Stelle trittst.

- Du ziehst deine Kreis um mich, so dass ich mir vorkomme, wie in Bann gelegt.

- Ich fühle mich von dir angezogen, weil du hier so herumstehst. Eine magische Kraft fesselt mich an dich.

- Dann sind wir an einander gekettet.

- Können wir die Ketten lösen? Vielleicht jeder die Kette des anderen.

- Ich scheue mich, dich anzurühren.
- Ich scheue mich auch, dir näher zu kommen.
- Allein kommen wir da nicht raus.
- Wir brauchen Hilfe.
- Es gibt nur eine Hilfe.
- Wir bitten den lebendigen Gott um seinen Beistand.
- Wo zwei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.

Jakoba streckt ihre Hände aus und Emil seine dicht davor ohne sie zu berühren. Sie sehen sich an.

- Du bist Jakoba und deine Augen sind wie ein Brunnen. Ich sehe auf den Grund und dieser ist ausgetrocknet.
- Du bist Emil und deine Augen suchen wie ein Falke nach einem Opfer.
- Möchtest du Wasser haben?
- Willst du deine Jagd beenden?
- Sollen wir Frieden schließen?
- Frieden zwischen der Höhe und der Tiefe.
- Zwischen Himmel und Erde.
- Damit Bäume wachsen können mit Früchten daran.
- Damit wir satt werden können und Schutz finden in ihren Schatten. Und damit Vögel darin nisten können.

In diesem Augenblick fliegt eine Taube durch das Fenster und flattert über ihren Händen. Ihre Hände berühren sich und die Taube landet darauf.

Sie hat eine Botschaft. Diese ist für Gottfried.

Sie nehmen die Taube mit in die Kapelle.

Dort findet sie Gottfried betend.

Er liest die Botschaft.

- Jetzt hat es die Letzten von uns erfasst. Michael und Kathi dürfen das Haus nicht mehr verlassen. Sie machen sich Sorgen um die Menschen in der Siedlung. Diese ist abgeriegelt und bewacht. Vor allem Frieda dürfte in panischer Angst sein.

Jakoba erschrickt.

- Jetzt dürfen wir nicht mehr warten.

- *Wir haben keine Wahl mehr, wir müssen etwas tun.*
- *Ich gehe zur Siedlung. Ich werde hineinkommen.*
- *Ich begleite dich ein Stück. Aber ich glaube, ich muss dann zurück in die Südstadt.*

Und noch am selben Abend machen sie sich auf den Weg. Sie kommen am Jahrmarkt vorbei und sehen, wie Soldaten dabei sind, ihn abzureissen. Auf den Kohlehalden landet ein Hubschrauber, es springen bewaffnete Grünuniformierte heraus und gehen in Richtung des Zechengeländes in Stellung.

Jakoba legt ihr orientalisches Tuch tief ins Gesicht, um nicht erkannt zu werden. Emil geht einige Schritte voraus. Nur auf kleinen Straßen gehen sie nebeneinander.

- *Du bist jetzt entschlossen, in die Siedlung zu gehen?*
- *Ja, ich gehe zu Frieda. Ich werde einen Weg finden, zu ihr zu gelangen. Ich weiß jetzt, wo ich hin will. Und du, du kennst deinen nächsten Schritt?*
- *Ich gehe noch etwas mit dir. Dann werde ich mich stellen bei der Sicherheits-Nordwache. Ich glaube, ich kann jetzt etwas tun, um die Lage zu verändern. Ich habe jetzt etwas gefunden, was mir meine innere Sicherheit gibt. Ich kann dich alleine gehen lassen, ich verlasse mich auf dich, Was immer wir tun, der eine wirkt für den anderen und für unsere Freunde. Wir werden uns wiedersehen, ich denke bei Frieda.*
- *Ich denke auch. Ich verlasse mich auf dich. Ich habe den Anfang gefunden und das Ziel. Und wenn ich alleine gehe, bleibe ich doch an deiner Seite. Du bist mein Bruder und ich bin die Schwester deiner Seele.*

Sie kommen an einen Platz mit einem Ehrendenkmal. Sie halten an.

Eine alte Inschrift in Stein ehrt die gefallenen Helden der beiden Weltkriege. Eine neuere Metallplatte hat eine schlichte Schrift:

Den Opfern der Gewaltherrschaft

Davor halten drei Frauen Mahnwache.

Sie haben ein Spruchband zwischen sich aufgespannt:

Die Macht der Zerstörung hat unseren Sohn/ Bruder/ Freund getroffen

Emil ist erschüttert:

- *Sie sind die Verwandten von Jörg. Ich bin ein guter Freund von ihm. Wir waren in den letzten Tagen vor seinem Tod zusammen.*

Sie unterhalten sich kurz. Die drei Frauen sind Jörgs Mutter, seine Schwester und die Pfarrerin der evangelischen Gemeinde in der Nordstadt.

Emil stellt Jakoba vor:

- *Das ist die Tochter der Südstadt. Sie ist auf dem Weg aus der Stadt hinaus. Vielleicht können Sie*

weiterhelfen.

Er verabschiedet sich von Jakoba, indem er ihre Hände fasst. Sie brauchen nichts mehr zu sagen. Jakoba bleibt bei den Frauen und Emil geht entschlossen zur Sicherheits-Nordwache.